

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 1

Nachruf: Zum Andenken an General Ulrich Wille
Autor: Bircher, Eugen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mut zum Widerstand finden. Und wenn wir die Bestrebungen derer, die vielleicht wieder einmal in die Lage kommen, das einen tatsächlichen Schutz nach allen Seiten bietende Gleichgewichtssystem herzustellen, nicht bloß mit scheelen Augen und geiferndem Mund verfolgen, sondern mit gesundem politischen Verstande, der auf das Wesentliche hält und nicht auf Phrasen und Schlagwörter, so wird dies uns nicht nur nichts schaden, sondern unsere eigenen Ziele fördern helfen.

Zum Andenken an General Ulrich Wille.

Von Eugen Bircher.

Die Zeit ist noch nicht gekommen, um die Bedeutung der historischen Persönlichkeit Ulrich Willes zu umreißen. Dazu ist der Abstand, den wir von den Zeitereignissen und von der Person nehmen können, zu gering. Dagegen kann jetzt schon skizziert werden, welche Stellung Ulrich Wille zu diesen Zeitereignissen einnahm. Die Zukunft und die Geschichte unseres Landes, das darf man ruhig erwarten, werden ihm eine gerechtere Würdigung zuteil werden lassen, als es ein großer Teil seiner Zeitgenossen tat, unter denen es viele gibt, denen nichts zu schmutzig und zu gemein war, um es gegen den hervorragenden Mann vorzubringen. Wenn man unter diesem Gesichtspunkt sein Leben schildern wollte, müßte man bald feststellen, daß alle sogenannte Kultur und Zivilisation — vorab in der Demokratie — kein Hindernis bilden gegen die zügellose Entfesselung der niedrigsten Instinkte und Eigenschaften im Menschen, wenn es darum geht, in unserer gestaltenarmen Zeit über eine überragende Gestalt herzufallen.

Wille war eine schon frühzeitig festgefügte und geschlossene Persönlichkeit, die ihr Lebensziel und ihre Lebensaufgabe klar vor sich sah und der wie wenigen Menschen infolge äußerer und innerer Bedingungen das Glück hold war, so daß er sein Lebensziel erreichte und im Rückblick in alten Tagen sich sagen durfte, daß er größtenteils seine Lebensaufgabe erfüllt habe.

Diese Aufgabe umschrieb er 1883 mit den Worten: „Ich bin Freund und Anhänger des Milizsystems; ich habe nicht bloß ihm zu dienen als Lebensberuf erwählt, ich habe auch über die Sache nachgedacht und bin zu der Überzeugung gekommen, daß das Milizsystem nicht bloß für unsere Verhältnisse das einzig mögliche System ist, sondern auch für unsere Zwecke vollständig genügt, daß das Wehrsystem der Zukunft von unserem Wehrsystem nicht weiter entfernt liegt, als von dem preußischen. Ich verurteile entschieden jedes hohle Nachäffen nur der äußeren Formen der stehenden Armeen, ich wünsche unsere Truppen nur in jenen Äußerlichkeiten den stehenden Armeen ähnlich zu

sehen, welche den inneren Gehalt der Truppe widerspiegeln. Ich anerkenne vollkommen die berechtigten Eigentümlichkeiten eines Milizheeres und werde niemals die aus ihnen sich ergebenden Unvollkommenheiten bekämpfen; aber zwischen Miliz und Miliz ist ein Unterschied und ich will nicht, daß unsere Milizarmee, deren Interessen ich diene, sich jenen verlachten und verachteten Bürgergarden des verflossenen Jahrhunderts wieder nähert.“

Das war sein Programm. Er hat es unter zweifellos oft schwierigen Verhältnissen und unter Überwindung heute kaum faßlicher Hindernisse zu verwirklichen gewußt. Daß er das erreicht hat, dankte er seiner Natur, die vor keinem Hindernisse schreckte und in zähester Arbeit auch sozusagen jedes zu beseitigen wußte. Eine über das landesläufige Maß hinausgehende Energie hat ihm diese Arbeit erleichtert. Erleichtert aber wurde sie ihm auch durch ein gefühlsmäßiges Moment, durch die Fähigkeit, intuitiv an einer Sache das Wesentliche zu erkennen und von allem Nebensächlichen abzusehen, auch wenn dieses anderen noch so oft als bedeutsam und wichtig erschien. Sein gründlich gebildeter Geist gab ihm hierzu die nötige Schärfe des Urteils, die wohl auch in eine — meist berechnete — ätzende Kritik übergehen konnte. Ein lebendiges Temperament konnte seiner Meinungsäußerung den nötigen Nachdruck geben, und selbst heftig geben. Er wußte es aber auch zu zähmen. Von der einmal gefaßten Meinung ließ er sich nicht abbringen, wenn er auch allen Argumenten gegnerischer Anschauungen eingehend nachging und kaum jemals in einer Sache, einseitig geprüft, sein Urteil rasch faßte. Im Menschenleben war er ein wohlerfahrener Mann, die kleinen Schwächen der Menschen meist eher erkennend, als große und schwere Fehler, die ihm gegenüber manchmal sehr geschickt verborgen gehalten wurden, so daß er nur ein getäuschtes Bild der Wirklichkeit erhielt. Das führte ihn verschiedentlich bei der Beurteilung personeller Angelegenheiten zu einem unrichtigen Urteil, das ihm dann als ungerechtfertigte Parteinahme angekreidet wurde.

Gemachte Fehler beurteilte er milde, wenn sie ehrlich zugegeben wurden und nicht der Ausfluß einer niedrigen Gesinnung waren. Doch auch hierin ist er mehr als einmal getäuscht worden. Dem Grundsatz, noblesse oblige ist er streng nachgekommen, wenn es ihm auch nicht gedankt wurde. Im Kampf der Meinungen war er ein ritterlicher ehrenhafter Gegner, der bei aller Schärfe, mit der er seine Anschauung vertrat, nie mit Absicht verletzte und auch dem Gegner gerecht werden konnte, selbst wenn dieser in mehr als verletzender Form seine Waffen mißbrauchte.

Alles das konnte nur sein, weil er ein fein empfindendes Gemüt besaß, das ihn warmherzig an allem menschlichen Elend und Gebrechen teilnehmen und viel Wohltaten ausführen ließ, von denen nur wenige Ahnung und Kenntnis haben.

Trotz aller Rückschläge, trotz bitterer Erfahrungen, die er machte, ließ er sich nur vorübergehend davon bedrücken, und sein unverwundlicher Optimismus und sein Glaube an seine Aufgabe halfen ihm über die

schwersten Enttäuschungen hinweg. Als nach seiner Entlassung als Waffenchef der Kavallerie sein Lebensschifflein gestrandet schien, schrieb er einem Freunde, der sich einst in ähnlicher Lage befunden hatte: „fallen ist keine Schande, aber liegen bleiben.“

Daß auch er seine Fehler und Mängel wie jeder Mensch hatte, das wissen auch seine Freunde. Es erübrigt sich, darauf einzugehen, da auf seinem ganzen Lebensweg diese, meist maßlos übertrieben und auch oft perfid verdreht, zur Genüge herumgeboten worden sind und unter seinen absolut guten, hervorragenden Seiten im weichen „Scheine“ schwinden werden, wenn auch „das Gemeine“ über seine Gruft hinaus nicht zur Ruhe kommen konnte. Auch ein Zeichen, wie tief heute noch manchenorts ein sich gerne mit Ritterlichkeit brüstender Journalismus steht, wenn es darum geht, einen unliebsamen Gegner im Ansehen seiner Zeitgenossen zu schädigen.



Es ist bekanntlich modern, und hat vom praktischen Standpunkt sicher allgemeines und nicht nur fachliches Interesse, die Menschen, vorab hervorragende Männer, auch rassenbiologisch zu betrachten. Und da kann kein Zweifel sein, daß Wille zum wenigsten von der nordischen Germanenrasse abbestanden hat.

Nach Kopfform, Augen und Haarfarbe gehörte Wille absolut zu dem Typus der raeto-alpinen Rasse, vielleicht mit einem geringen nordischen Einschlag durch das mütterliche Blut. Es ist der dinarische Typus, dem auch Jakob Burckhardt angehört, dessen Charakter als rauhe Kraft und Geradheit, verbunden mit Pflicht- und Ehr- und einem ausgeprägten Selbstbewußtsein, erscheint und wie er sich südlich der Mainlinie findet.

Es wäre wohl reizvoll, unsere schweizerischen Typen aller drei Sprachgebiete einmal von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten; wir würden dann die Überraschung erleben, daß rassenbiologisch viel geringere Unterschiede bei uns vorhanden sind, als wie sie sprachlich kenntlich gezeichnet wurden, und daß bei sprachlich rassenreinen Romanen rassenbiologisch mehr nordisch-germanisches Blut vorhanden ist, als diesen oft lieb sein mag.

Diese Auffassung läßt sich sehr leicht stützen, wenn das Bild von Willes Vorfahren in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, die aus dem Neuenburger Jura stammten, in der Pfalz ansässig waren, später in Hamburg lebten, wo auch die Mutter des Generals, eine gebürtige Engländerin, in den Kreis der Familie trat.

Was Ulrich Wille an erblichen Dominanten von jedem seiner beiden Eltern erhalten hat, kann heute nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden, da es auch nötig wäre, auf die Großeltern zurückzugreifen. Aber gerade bei diesem hervorragenden Mann zeigte sich wieder, wie bedeutungs- und wertvoll es wäre, wenn in dieser Richtung durch Anlage von Familienbüchern, deren Wert Ludwig Finckh im Ahnen-

garten so anschaulich schildert, ein mehreres für die wissenschaftliche Forschung getan würde.

Sicher ist nur, daß eine über das Normale hinausgehende glückliche Mischung der Erbeigenschaften von beiden Eltern sowohl in den rezipierenden intellektuellen als auch in den gefühlsmäßigen Eigenschaften stattfand, die sich in jeder Richtung gut, zum Teil potenziert auswirkten. In dieser Richtung erscheint Ulrich Wille ein beweisendes Beispiel, von was für entscheidendem Einflusse für das ganze Leben die elterliche Blutmischung ist.

Daß es sich bei den Vorfahren schon um außergewöhnliche Menschen handelte, dürfte ebenfalls fraglos sein. Sein Vater, Francois Wille, von dem Heinrich Heine schrieb:

Da war der Wille, dessen Gesicht
Ein Stammbuch, worin mit Stieben
Die akademischen Feinde sich
Recht leserlich eingeschrieben

war Anhänger der 1848er Revolution gewesen, also Demokrat im guten Sinne des Wortes, nicht in der Verzerrtheit von heute. Nach dem 1848er Zusammenbruch hielt es ihn nicht mehr in Deutschland und er verzog sich nach der Schweiz, wo er Mariafeld bei Meilen ankaufte und dort einen schöngeistigen Mittelpunkt schuf, in dem die besten Leute seiner Zeit, von unsern Schweizern Keller, Meyer und Böcklin angefangen, bis zu Liszt, Richard Wagner, Herwegh, Rinkel, Mommsen u. a., die bedeutendsten Köpfe des damaligen deutschen Kulturkreises, verkehrten. Daß dieser Umgang nicht ohne Einfluß auf den geistig lebhaften jungen Mann war, der seine Hauptschulbildung nicht in der schematischen Drillmaschine der öffentlichen Schule erhielt, ist sicher. Ergänzt wurde diese Bildung durch den feinsinnigen schriftstellerischen Vater, was für den Entwicklungsgang wohl auch nicht bedeutungslos gewesen. Wenn er dabei einen leicht journalistischen Zug mitbekommen hat, so ist das verständlich, sicher aber hat er dabei eine Prosa schreiben gelernt, wie sie in unserer schweizerischen Amtssprache nie vorkam. Es ist heute noch ein Genuß, seine Erlasse aus der aktiven Dienstzeit in ihrem knappen, scharf durchdringenden Stil oder das in jeder Beziehung mustergültige Kavalleriereglement durchzulesen.

Als Student wandte er sich dem Studium der Jurisprudenz zu und genoß als Hallenser Borusse (1866), später als Zürcher Tiguriner das Korpsleben in vollen Zügen, dessen erzieherisch-gesellschaftlicher Wert für Charakterbildung und Weltanschauung heute von denen, die es mit all seinen Vor- und Nachteilen, mit all seinen Freuden und Leiden nicht selbst miterlebt haben, sicherlich bedeutend unterschätzt wird. Treue Freundschaften fürs ganze Leben zu schließen, bei oft später weit auseinandergehenden persönlichen Interessen, war damals eine hochstehende Sitte, die auch bei Wille zutraf. Die Verflachung unserer heutigen Zeit mit dem starken Appell an das Niedrige im Menschen hat mit vielen andern auch diese ideellen Werte zugunsten des rohen Materialismus verloren gehen lassen.

1867 wurde er Leutnant in der kantonalzürcherischen Artillerie, machte 1871 die Grenzbefestigung in einer Batterie unter General Herzog mit, um dann zur Instruktion überzutreten. Bald diente er in Berlin in der Gardefeldartillerie und hat wohl dort die Grundlage zu seinen militärischen Auffassungen gefunden. Denn an der Quelle konnte er die militärischen Ursachen der französischen Niederlage und der deutschen Siege von 1870/71 studieren. Er war aber einer der wenigen, die klar sehend, imstande waren, die Nutzenanwendung für ein Milizheer daraus zu ziehen. Die Gründe für Sieg und Niederlage blieben eben immer dieselben, sie lagen weniger im taktisch-technischen als auf psychologischem Gebiete.

Wie ein roter Faden geht nun durch Wille's Tätigkeit und Denken das, was er in meisterhafter Form im Jahre 1908 niedergelegt und was für alle kommenden Kriege stets neue Gültigkeit haben wird und bei der Befestigung der modernen taktischen Formen in vermehrtem Maße Gültigkeit hat: „Das Ziel der soldatischen Erziehung ist Entwicklung männlichen Wesens, zur höchsten Potenz von Wesen, und wer seine Truppe erziehen will, muß sie lieben und ehren!“

Das sind seine Grundlagen der militärischen Ausbildung gewesen; zu diesem Zweck gab er drei Richtlinien der Ausbildung an:

1. die Herbeiführung von Sicherheit bei den Wehrmännern aller Grade in dem, was jeder in seiner Stellung wissen muß, um im Kriege nicht nur auf Befehl, sondern auch aus eigener Initiative mit Selbstvertrauen und richtig handeln zu können;
2. Schaffung einer Autorität der Vorgesetzten, die in allen Lagen standhält;
3. die Weckung und Pflege der Dienstfreudigkeit und des Vertrauens in die Tüchtigkeit unseres vaterländischen Wehrwesens.

Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es harter Arbeit. Nach dem Berichte von General Herzog war 1870/71 unser Heerwesen in trostloser Verfassung gewesen. Wille verstand es zunächst, unter Mithilfe von Herzog und Rothpletz, neuen Geist in die Artillerie zu pflanzen. Wie dringend das nötig war, mag aus den Lebenserinnerungen von Rothpletz ersehen werden. Wie die Zustände bei der Kavallerie waren, als Wille 1883 dort Oberinstruktor und später Waffenchef wurde, hat vor kurzem Oberstleutnant Rispeler in launiger, in ernsterer Weise Oberstkorpskommandant Wildbolz dargestellt.

Aber nicht ohne Rückschläge konnte Wille sein Werk vollenden. Schon aus persönlichen Rücksichten wäre es pietätlos, auf die Vorkommnisse von 1895/96 zurückzukommen, die zur Demission Wille's und seines Freundes Bleuler führten und die in Parlament und Volk einen großen Staub aufwarfen. Die besten und wägststen Männer unseres Landes standen sich oft einander mißverstehend in zwei Lagern gegenüber. Wille ging, sein Lebensschifflein schien gestrandet. Aber sein zäher Alemannenwille machte wieder gut, was das Burgunder Temperament gesündigt hatte. Er verzweifelte nicht an seiner Sache und an seinem Heer — zum Glück für unser Land. In seinem Heim am Zürchersee

sammelte er neue Kräfte und entwarf die heute in vielen Teilen noch nicht erreichte Skizze unserer schweizerischen Wehrverfassung, mit der er den Anstoß zur neuen Militärorganisation von 1907 gab, die er dann in zäher Arbeit mit gleichgesinnten Militärs und einsichtigen Politikern, unter Überwindung vieler Vorurteile und Widerstände, speziell gegenüber dem jetzt noch bestehenden kantonalen Militärzopf, durchsetzte. Am 3. November jenes Jahres wurde die neue Militärorganisation angenommen, womit der Weg für eine große Weiterentwicklung unserer Armee gegeben war. Ohne diese und die im Jahre 1912 durch v. Sprecher durchgeführte Truppenordnung hätte der August 1914 uns in einer verhängnisvollen militärischen Lage getroffen.

Wille war indessen 1900 Divisionär, 1904 Korpskommandant geworden. In beiden Stellungen war es seine Persönlichkeit, die bis zum letzten Trainsoldaten durchdrang und die durch Güte oder Strenge in den ihm unterstellten Truppen automatisch jenen Geist erzeugte, der in allen Lagen des Krieges durchhält. Das bezeugen auch die vielen Anekdoten, die seither über und von ihm kursieren, aber auch ernsthafteste Erinnerungen von Soldaten und Unteroffizieren. Als Führer und Leiter bewies er seine militärische Befähigung durch die Einfachheit und Klarheit seiner Übungsanlagen, Entschlüsse und Befehle.

Das Wesentliche seiner Ausbildungs- und Erziehungsmethoden konnte er als Lehrer der Militärpädagogik an der Militärschule des Polytechnikums den jungen Instruktionsoffizieren beibringen, und ganz nachhaltig wirkte er während der 13jährigen Tätigkeit als Redaktor der „Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung“ auf Denken und Handeln des Offizierskorps ein.

Nie scheute er sich, auszusprechen, was er dachte. Rücksichtslos griff er zu, wo es um das Wohl und Interesse der ganzen Armee ging, auch wenn er dabei etwa politische und andere Tagesgrößen etwas unsanft berühren mußte; so z. B. bei der Flüelaaffäre, wo bei einer sonst braven Truppe infolge unrichtiger Auffassungen ein bedenklicher Rückfall ins Zeitalter der Bürgergarde zu verzeichnen war.

So war es wohl zu verstehen, daß er 1914 nicht oppositionslos gewählt worden ist. Was da von deutschem Einfluß bei dieser Wahl in einer gewissen Presse gefabelt worden ist, ist von kompetenter Seite als Fabel festgestellt worden; es grenzten diese leichtfertigen Behauptungen aber beinahe an Landesverrat.

Auch recht müßig erscheint die Frage, ob nicht andere, Sprecher z. B., besser zum General erwählt worden wären. Sprecher und Wille waren in Anschauung oft starke Antipoden, verschiedener Weltansichten und doch in vielen Dingen gerade darum sich ergänzend. Für die Geschichte unseres Landes von 1914/19 werden sie wohl immer gemeinsam genannt werden. Wer ist größer: Schiller oder Goethe?

Seine Stellung als Oberbefehlshaber einer nur neutralen Wach-armee war keine leichte. Er konnte, wie er selbst sagt, „die ganze Kraft nicht mehr der Erschaffung der Kriegstüchtigkeit widmen, er

mußte diese Kraft vergeuden, um Schläge gegen die Tüchtigkeit der Armee zu parieren.“

Bedauerlich ist nur, daß nicht nur links stehende Kreise diese oft mehr als gehässigen, zum großen Teil leichtfertigen Angriffe gegen die Armee und deren Führer richteten, sondern daß sogenannte bürgerliche Kreise sie darin oft noch überboten.

In seiner Stellung befehligte er sich einer peinlichen Neutralität; was anderes darüber behauptet wird, sind Märchen von Leuten, die deutlich zeigen, daß ihnen Wohl und Wehe eines der Kriegsführenden näher ging als die Selbständigkeit unseres Landes. Von den in den Artikeln 208, 209 und 210 der Militärorganisation dem General übertragenen Kompetenzen machte er sozusagen keinen Gebrauch. Die unparteiische Geschichtsschreibung wird auf Grund der Akten einmal feststellen müssen, daß er nichts ohne Kenntnis des Bundesrates unternahm.*) Nur einmal gedachte er von seinen Kompetenzen Gebrauch zu machen, als im Novembersturm von 1918 kantonale und eidgenössische Behörden zögerten, rechtzeitig durchzugreifen. In jenen Tagen, da Viele den Kopf verloren, bewies er den für die kritische Lage nötigen Gleichmut der Seele und war auch bereit, die volle Verantwortlichkeit zu übernehmen, dem Grundsatz entsprechend: Vorbeugen ist wichtiger denn heilen.

Dabei stand er der ganzen sozialistischen Bewegung, wie ich aus vielen persönlichen Gesprächen weiß, nicht etwa verständnislos gegenüber und war völlig überzeugt, daß eine Umwertung und Umbildung der heutigen Gesellschaftsordnung, wenn auch langsam auf evolutionistischem Wege, kommen werde.

Allen Unfeindungen, Kritiken und Eingaben, die die Verhältnisse der Armee betrafen, ging er peinlich genau auf den Grund. Fehler und Mängel suchte er, soweit es eben mit den Grundsätzen des Milizsystems verträglich war, abzustellen, wobei er vielleicht oft mehr als nötig Milde walten ließ. Trotz dieser Milde hatte er sich manchen Gegner zugezogen, der ihm die Verantwortung dafür zuschob, was durch unsere unkriegsmäßigen Verhältnisse militärischer und politischer Natur bedingt war. Politischen Einfluß erstrebte er nie. Trotzdem schaffte ihm seine objektive Haltung viel politische Feindschaft, die ihren ersten Niederschlag in der Motion Fazy fand, wo gute patriotische Männer antimilitaristischen Tendenzen Vorspann leisteten.

Nur mit einem gewissen Bangen sah er einer kriegerischen Entwicklung zu Beginn des Weltkrieges entgegen. Ihm war wohl am besten bekannt, wie gänzlich mangelhaft unser Kriegsgenügen damals war. So war es verständlich, daß er sein Hauptaugenmerk auf eine Verbesserung der Ausbildung des Heeres richtete, und man wird, auch bei Anlegung eines strengen Maßstabes, zugeben müssen, daß im Jahre 1917 die Ausbildung einen Stand erreicht hatte, der es gestattete, im

*) Dabei kann man sich wohl fragen, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, wenn das Armeekommando seinen Standort nicht in der national und international oft gefährlichen Atmosphäre der Bundesstadt gehabt hätte.

kalten Winter jene großartige Armeeübung durchzuführen, die den kriegsführenden Parteien zeigte, daß die Schweiz entschlossen und bereit war, jeder Neutralitätsverletzung entgegenzutreten. Das führte dazu, daß vom deutschen Hauptquartier durch den heutigen Gesandten Müller die Anerkennung unserer Neutralität neuerdings ausgesprochen wurde, worauf die Gegenpartei bald folgte, mit Ausnahme von Amerika, das eine damals viel zu wenig beachtete, sehr merkwürdige Antwort erteilte, da es ja nicht zu den ewigen Garanten der schweizerischen Neutralität gehörte.

Seine wertvollen Erfahrungen hat Wille in seinem viel zu wenig beachteten Bericht über die Aktivdienstzeit niedergelegt, der heute noch eine Fundgrube wertvollster militärischer Gedanken darstellt.

Über die beiden Schandflecke: die Art und Weise seiner Entlassung und die Vorenthaltung des gesetzlichen Ehrensoldes, darf man wohl heute den Mantel der Vergessenheit decken. Was damit geschehen ist, spricht aber nicht für die so oft gepriesene Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit der Demokratie, sondern sieht mehr nach dem Danke des Hauses Österreich aus.

Es kränkte ihn wenig. Mehr betrückte es ihn, daß man ihn nach seiner Entlassung nicht mehr zur Beratung in militärischen Fragen zuzog. Das war auch mehr als unverantwortlich, das war ein böser und heute nicht mehr gut zu machender Fehler. Unser Heerwesen leidet keinen Überfluß an Männern, die, von Natur aus für militärische Fragen begabt, in einem ganzen reichen Menschenleben derartig große Erfahrungen im Auf- und Ausbau eines eigenartigen Milizsystems sammeln konnten, wie Wille. Daß man eine solch wertvolle Kraft bei einer Neuorganisation einfach beiseite ließ, um wieder einem unerfreulichen Dilettantismus zu huldigen, zeigt, daß wir noch weit davon entfernt sind, das Wesen dessen, was unserem Milizsystem frommt, erfaßt zu haben.

Wenn wir offen und ehrlich den heutigen Stand unseres Heerwesens mit demjenigen von 1914 und 1917 vergleichen, müssen wir gestehen, daß nicht nur ein Stillstand, sondern ein erheblicher Rückschritt in der Ausbildung eingetreten ist. Darüber kann weder die neue Truppenordnung noch das leichte Maschinengewehr hinweghelfen. Die tiefe Ursache liegt im Abgehen von den von Wille mühevoll erkämpften und durchgesetzten Erziehungsgrundsätzen, von der Erziehung des Truppenoffiziers zur höchsten Potenz von Männlichkeit, Selbständigkeit und Verantwortungsfreudigkeit. Die kantonalen und eidgenössischen Militärverwaltungen reißen nach und nach die sowieso unklar ausgeschiedenen Kompetenzen an sich und es ist große Gefahr im Verzuge, daß in vielen Dingen die von Wille so sehr bekämpfte „schlampige Auffassung in militärischen Dingen“ wieder vorherrschend wird.

* * *

Daß der geistig noch rüstige, nur hie und da durch leibliche Gebrechen gestörte Mann seinen Lebensabend in Muße verbringen werde,

war nicht zu erwarten. Gerne nahm er zu politischen und militärischen Tagesfragen Stellung. Den guten Kenner des alten kaiserlichen Deutschland verlangte es, das neue republikanische kennen zu lernen. Er scheute nicht, noch in den Wirren des Jahres 1919 seinen Schritt nach Berlin zu lenken und dort als einsamer Pilger das neue Reich sich anzusehen. Besonders imponierten ihm dabei zwei zum Teil wesensverwandte Gestalten: Moske und Seckf.

In seinem schönen Heim am Zürichsee verlebte er inmitten einer großen Familie seine letzten Jahre, ähnlich seinem Vater ein gastfreies Haus führend, oder hie und da mal in Zürich im Freundeskreis seiner einzigen Leidenschaft, einem guteidgenössischen Züribieter Jaß fröhnend. Die geistige Tradition in der Familie half im getreu seine Frau Clara, geb. Gräfin v. Bismarck, führen, wobei einmal festgestellt werden mag, daß Frau Wille ein Sproß aus der württembergischen Linie derer von Bismarck ist und daß einer ihrer Vorfahren im Rheinbund unter Napoleon gedient hat.

* * *

Wille kann als Reformator der Erziehung und Ausbildung unseres Wehrwesens gelten. Daß dieses zu der achtungsgebietenden Stellung von 1914 gelangen konnte, war mit sein Werk. Mag es in bösen und guten Zeiten unserm Heere und unserm Volke nie an Männern fehlen, die so aufrecht, furchtlos und treu zu ihrer Meinung stehen dürfen, wie er, als der besten Eidgenossen einer, es jederzeit getan hat.

Alamannen und Alemannen.

Von Eduard Heyck, Ermatingen.

Die Überschrift sollte fast lauten: Alemannen oder Alamannen? In dessen es muß kein Entweder-Oder sein. Alemannen ist nicht notwendig falsch. Es war nur in dieser Form niemals ein richtig lebendiger und volksgebrauchter Name.

Meher von Anonau, Dierauer und durchweg die guten Historiker schreiben Alamannen. Bei den wissenschaftlichen Prähistorikern hat die Schreibart ebenfalls gesiegt. So wurde im vorigen Jahr (1924) von Dr. W. Beek „Der Alamannenfriedhof von Oberflacht“ fachmännisch beschrieben (Veröffentlichungen des Württemb. Landesamts für Denkmalpflege, Heft 2). Die genannte Fundstätte am Fuß des Hohenlupfen auf der Baar ist das dörfliche Pompeji oder Tell el Amarna aus der letzten Heidenzeit der Alamannen. Der Boden dort ist zwar nicht so zart, wie der des regenlosen Ägyptens, aber doch ungewöhnlich schonend mit Schuhen und Kleidern umgegangen und was sonst die Toten zum Seelengeleit mitnehmen sollten, auch mit „Leher und Schwert“ aus den Häusern der Baar, während in der Regel vom Musischen die Gräber schweigen. Das — schon früher uns bekannte — rote Haar einer dieser